

Nr. 66. Bydgoszcz/ Bromberg, 22. März 1938

Die Nacht von Havanna.

Ein Fünf-Autoren-Roman von
Horst Biernath, Hugo M. Kritz, Roland Marwitz, Hans Nabl, Wilhelm Scheider.

(19. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Das Lokal lag bereits ziemlich verlassen da, die große Beleuchtung war verlöscht. Es war spät geworden, und Howard fühlte eine würgende Angst. Wenn schon alles vorbei war, mein Gott, wenn Alice nicht mehr lebte, wo fand er sie in dieser wimmelnden Stadt —? Er läuft durch die finstere Parkanlage auf den matterleuchteten Eingang des Lokals zu.

Da fällt ein Schuß.

Howard bäumt sich hoch, als wäre er selbst getroffen, erstarrt einen Herzschlag lang zu Stein, dann blickt er erregt um sich. Von daher kam der Schuß — ganz nahe, hier rechts irgendwo zwischen den schwarzen Bäumen — er rennt vor, den Revolver in der Hand. Und da liegt auf dem gelben Kies hingestreckt, das Gesicht halb in die Erde vergraben, Dexter.

Howard beugt sich zu ihm nieder, blickt ihm ins Gesicht.

Dexter ist tot!

Also hat Alice es wahr gemacht, das Ungeheuerliche ist geschehen! Und nun wird sie mit derselben Kaltblütigkeit auch das andere tun und die Waffe gegen sich selbst richten.

„Alice!" schreit er verzweifelt. „Alice!"

Aber es erfolgt keine Antwort. Auch der zweite Schuß, der schreckliche zweite Schuß, kommt nicht. Verläßt sie der Mut? Ist sie davongelaufen, nachdem sie dieses getan? Hat ein Grauen sie erfaßt und hinausgejagt in die wirbelnde Stadt? Dann wird man sie ja verhaften und wegen Mordes vor Gericht stellen!

Und in der gleichen Sekunde ist er entschlossen, zu handeln. Er hebt seinen Revolver und feuert einen Schuß gegen den Himmel. Nur er, Thomas Howard, darf diesen Menschen getötet haben!

Eilende, schreiende Menschen kommen näher. Er steht mit der Waffe in der Hand. Jetzt mögen sie ihn verhaften. Er wird alles auf sich nehmen. Ein Geständnis ablegen. Wenn nur sie, Alice am Leben bleibt und gerettet wird!

Um ihn selbst ist ihm nicht bange. Er hat eine Schuld zu büßen und er ist bereit, jede Buße zu tragen. Wenn nur Alice lebt!

Und da kommen die Menschen schon angelaufen, voran ein Polizist.

Die drängen sich um ihn und Dexter, der tot auf dem Boden liegt. Ihre lärmende Erregung verwandelt sich sofort in mäßiges Interesse. Schüsse in Havanna sind so wenig selten wie Schiffe am Kai. Nur die Angelegenheiten der Einheimischen vermögen die heftigen Temperamente zu entfachen. Dies hier sind zwei Amerikaner, die untereinander etwas auszutragen hatten. Ihre Sache! Man steht mit den Händen in den Hosentaschen dabei und sieht zu, wie der Amerikaner verhaftet wird.

Niemand bemerkt es, daß seine Hand langsam in die Tasche fährt. Millimetereise zerreißt er den Brief, den Alice ihm geschrieben hat. Würde man ihn in seiner Tasche finden, dann wäre Alices Schuld erwiesen. Er zerreißt ihn ganz behutsam in winzige Stückchen, und als er in das herbeigeeilte Polizeiauto steigt, wirft er die Papierfetzen, zu einer festen kleinen Kugel zusammengeballt, in die Gosse.

Er sitzt auf der hölzernen Bank des Arrestantenwagens und starrt vor sich hin.

Wenn Alice nur lebt! Kein anderer Gedanke hat mehr in ihm Raum.

*

Peggy erwachte durch ein Geräusch; die Nachttischlampe brannte noch, denn Peg hatte ja auf Toms Rückkehr warten wollen, und war darüber eingeschlafen. Sie warf einen Blick auf ihre Reiseuhr. Es war fast zwei.

Sie horchte zur Kabine ihres Bruders hinüber. Gewiß lag er längst im Bett. Aber sonderbar, die Verbindungstür, die sie spaltbreit geöffnet hatte, um sein Kommen nicht zu überhören, war nicht geschlossen worden. Sie lauschte aufmerksam auf seine Atemzüge; er war ein unruhiger Schläfer und pflegte sich häufig herumzuwerfen. Aber alles blieb still.

„Hallo — Tom!" Sie bekam keine Antwort. Auch ein zweiter und dritter Ruf blieb ungehört. Sie rieb sich die schlaftrunkenen Augen, richtete sich im Bett auf, schlug die Decke zurück und schlüpfte in ihre Pantoffeln. An der Verbindungstür lauschte sie nochmals und klopfte laut an, bevor sie sie ganz öffnete. Nein, Tom war nicht da, sein Bett war unberührt.

Peggy ging langsam in ihre Kabine zurück; ein wenig beunruhigt und ein wenig enttäuscht. Nicht, weil sie ihn erwartete, um ihm ihr neues großes Geheimnis anzuvertrauen — dieses Mal sollte es so lange wie nur möglich ihr allereigenstes Geheimnis bleiben — sondern weil es nicht zu Tom paßte, daß er „wie andere Männer" seinen Kummer ertränkte.

Sie kuschelte sich wieder in die Kissen und löschte die Lampe. Ihr neuerlicher Versuch, Toms Ankunft ohne das störende Licht abzuwarten, mißlang kläglich. Ihre letzten Gedanken vor dem Versinken galten Bailie, dem armen Bailie, der jetzt wahrscheinlich schon wieder aufstehen mußte, denn er hatte an diesem Tage Dienst als verantwortlicher Offizier; irgend etwas gab es immer, sei es bei der Mannschaft, sei es bei den Fahrgästen, das eine autoritative Entscheidung der Schiffsleitung oder ihres Stellvertreters notwendig machte.

In der Tat war Bailie schon wieder auf den Beinen. Er ging gerade längs der Reling spazieren als der neue Tag anbrach und zum erstenmal schenkte Bailie diesem Schauspiel, das die Natur seiner bisherigen Ansicht nach nur für zahlende Passagiere so großartig inszenierte, seine Aufmerksamkeit. Jahrelang hatte er sich über das ewig gleichförmige Entzücken der lieben Fahrgäste geärgert. Heute begrüßte er die Sonne mit dem gleichen „Wunderbar", das ihn sonst ergrimmt hatte. Ja, heute hatte er das

Gefühl, die Sonne ginge für ihn persönlich so prachtvoll auf, und er nahm sich fest vor, noch recht viele Sonnenaufgänge zu erleben; denn plötzlich über Nacht, erschien es ihm, als ob sich dieses Vorhaben verlohne.

In seinen optimistischen Morgenbetrachtungen wurde er durch das Sirenensignal eines Kraftwagens gestört, der am Pier vorfuhr. Der Wagen führte als Stander eine kleine Flagge, in der Bailie zu seiner Verwunderung die kubanische Polizeiflagge erkannte. Er sah, daß ein Mann dem Wagen entstieg, dem Chauffeur einen Befehl gab und sich dann an den patrouillierenden Matrosen wandte, der die Wache auf dem Kai versah. Der Posten schien ihm den Weg zum Offizier vom Dienst, also zu Bailie zu beschreiben.

Bailie ging dem Fremden entgegen.

Die Herren trafen sich auf der Mitte des Weges. Der Offizier legte die Hand an die Mütze.

„Sie wünschen?" fragte er spanisch.

Der Besucher reichte ihm eine mehrfach gestempelte Karte in einem Zelluloidfutteral: „Kommissar Quintara — bitte, überzeugen Sie sich!" Er sprach ein geläufiges Englisch und gab Bailie damit zu verstehen, daß er diese Sprache zu gebrauchen wünsche. Bailie gab ihm die Karte mit einer kleinen Verbeugung zurück.

„Bailie", sagte er; „und Sie wünschen, Mister Quintara?"

„Den Kapitän zu sprechen", antwortete der frühe Besucher kurz.

Bailie starrte den eleganten, kleinen Mann verblüfft an. — „Bitte, was sagten Sie soeben?" fragte er schließlich, als müsse er sich verhört haben.

„Ich wünsche den Kapitän zu sprechen", wiederholte Quintara in einem Englisch, wie es besser nicht in Cambridge gesprochen werden konnte.

„Um sechs Uhr morgens!" stellte Bailie fast belustigt fest und sah Quintara dabei an, als stiegen ihm ernsthafte Zweifel an der Nüchternheit dieses Herrn auf.

„Jetzt, um sechs Uhr morgens!" sagte dieser Mensch nun etwas ungeduldig; um so ungeduldiger, weil Bailie sehr weiße Haut hatte und Quintaras Stammbaum unzweifelhaft eine ganze Menge dicker Äste mit sehr dunklem Saftauftrieb zu haben schien.

„Verzeihen Sie eine dumme Frage, Sir", sagte Bailie todernst und verschluckte das leichte Gekicher, das ihm die Kehle kitzelte, „aber wissen Sie überhaupt was ein Kapitän ist?"

„Allerdings . . ."

„Sie sagen allerdings, und meinen wahrscheinlich vier Ärmelstreifen und etwas Garnierung auf dem Mützenschirm, lieber Herr! Ich möchte Sie aber freundlichst darauf aufmerksam machen, daß ganz im Gegenteil zu seinen Offizieren, der Kapitän der einzige Mensch an Bord ist, dessen sanfter Schlummer nie gestört werden darf."

Quintara trommelte mit den Fingerspitzen leicht gegen die Stelle seines Beinkleides, wo sich sonst, wenn er in voller Rüstung an Bord erschienen wäre, die Generalstabsbiesen seiner gewiß sehr schneidigen Uniform befunden hätten.

„Sie sind recht witzig", bemerkte er, kühl wie ein Eisschrank, „aber ich muß Sie ersuchen, meinem Wunsch jetzt unverzüglich nachzukommen."

Bailie zog die Brauen ein wenig empor und wuchs plötzlich um die Breite eines Zolls über sich hinaus. Seine Haltung wurde streng dienstlich. „Ich verstehe Ihren Wunsch durchaus, Mister Quintara, aber Sie stellen sich seine Erfüllung tatsächlich leichter vor, als sie in Wirklichkeit ist. Soweit mir bekannt ist, dürfte eine Kriegserklärung Kubas an die Vereinigten Staaten der einzige Grund sein, dessentwegen ich es wagen könnte, Kapitän Smollet wecken zu lassen. Im übrigen erlaube ich mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Sie in mir als Offizier vom Dienst die Instanz vor sich sehen, der Sie Ihr Anliegen unbesorgt unterbreiten können. Und ich werde nicht einen Augenblick zögern, die oberste Schiffsleitung aus dem Bett trommeln zu lassen, wenn es sich bei Ihrem Anliegen um einen Fall handelt, der diese Tollkühnheit notwendig macht."

Seine Sätze plätscherten über Quintara wie ein Wasserfall hinweg und hatten eine derartig betäubende Wirkung, daß der Kommissar Bailie mit Respekt ansah und ihm ohne weiteres in das Kartenzimmer folgte.

„Und worum handelt es sich nun, Mister Quintara?" fragte Bailie.

„Um einen Mord", antwortete Quintara so geschäftsmäßig und unbetont, als ob diese Gesprächseröffnung zu seinen Alltäglichkeiten gehöre.

„Sehr hübsch", sagte Bailie etwas zerstreut und fand seine Bemerkung ziemlich blödsinnig. „Ich meine", verbesserte er sich „ich kann es durchaus nicht verstehen, was unser braves Schifflein hier mit solch bösen Dingen zu tun hat, nicht wahr?"

Quintara rollte die Zigarette in den linken Mundwinkel; er legte den Kopf ein wenig über die Schulter und atmete mit schiefen Lippen, weil ihm der Rauch in die Nase stieg: „Einer Ihrer Fahrgäste hat einen Ihrer Fahrgäste umgebracht, das ist alles", sagte er kurz.

Bailie streckte den Kopf mit einer Vierteldrehung und dem angestrengten Gesicht eines Mannes vor, der auf einem Ohr etwas harthörig ist.

Quintara nickte höflich: „Um ein Uhr morgens im Park neben dem „Kolibri". Eine vorbereitete und überlegte Geschichte. Der Name des Ermordeten ist Dexter, Richard Dexter . . ."

Bailie schlug plötzlich die Beine übereinander.

„Sehr interessant", sagte er; „ja, es gibt böse Menschen. Aber dieses Mal haben Sie sich in der Hausnummer geirrt. Einen Mann namens Dexter führen wir nämlich weder in unserer Passagier- noch Mannschaftsliste!"

„Vielleicht einen Mister Clyne?"

„Clyne? — Allerdings!" Bailie wurde auf einmal sehr aufmerksam, „und Clyne soll also einen gewissen Dexter..."

„Nein, nein, nicht so", unterbrach ihn Quintara mit einem flüchtigen Grinsen, „in diesem Fall würde es sich nämlich um einen Selbstmord handeln, verstehen Sie?"

„Ich verstehe nichts", sagte Bailie leicht gereizt.

„Clyne und Dexter sind dieselbe Person. Den Namen Clyne hatte sich der Ermordete nur für die Eintragung in Ihre Passagierliste zugelegt. Er wird dazu seine Gründe gehabt haben. — Jedenfalls ist der Mann, der ihn erschoß, ebenfalls einer Ihrer Passagiere: Thomas Howard."

Für einige Sekunden hing Bailie in seinem Stuhl wie ein Boxer, den nur der Gongschlag über die Runde gerettet hat.

„Howard . . .", stammelte er schließlich, „Thomas Howard? Um Himmels willen, das muß ein Irrtum sein! — Howard!? — Das ist unmöglich!"

„Howard ist auf frischer Tat ertappt worden. Er hat auch nicht geringsten Versuch gemacht, die Tat abzuleugnen. Im Gegenteil, er hat ein außerordentlich deutliches Geständnis abgelegt. Nur die Erklärung für die Ursachen seiner Tat kann mich nicht restlos überzeugen . . ."

Bailie ließ die Zigarette in der Hand abbrennen. Ein langer Aschenstreifen fiel auf den Boden, auf den heiligen Boden des Kartenzimmers. Aber Bailie war nach diesen Nachrichten in einer Verfassung, in der ihn nichts mehr erschrecken konnte. Howard . . . Es wollte ihm einfach nicht in den Kopf gehen.

„Eifersucht . ." fuhr Quintara fort. „Schließlich ist Howard nicht mehr in jenem Alter, in dem man wegen eines Mädels so vollständig den Verstand verliert, und er macht überhaupt nicht den Eindruck eines Mannes, der jemals den Kopf verlieren könnte, wie?"

Bailie nickte. „Es ist mir einfach unverständlich", sagte er stockend und mit einer Stimme, als täte ihm jedes Wort im Halse weh.

Quintara erhob sich. „Sie werden so freundlich sein, mir später noch einige Auskünfte zu geben, Mister Bailie. — Jetzt möchte ich Howards Kabine ansehen. Ich brauche dazu Ihre Genehmigung. Ich nehme aber an, daß Sie mir keine Schwierigkeiten machen werden. Oder liegt diese Entscheidung doch nicht in Ihrer Befugnis?" Er streifte Bailies Rangabzeichen mit einem flüchtigen Blick. Und tatsächlich schien sich Bailie sekundenlang in einiger Verlegenheit zu befinden. Er sah Quintara unsicher an, als erwarte er noch etwas von ihm.

„Wollen Sie also so freundlich sein und mich führen?"

Bailie zögerte noch immer.

„Warten Sie einen Augenblick, Mister Quintara . . .", sagte er schließlich etwas gepreßt. „Eh . . . Sie wissen doch wohl, daß Mister Howard eine Doppelkabine bezogen hat . . ." Er sah den Kommissar fast flehentlich an, als

bäte er ihn, ihm etwas Untragbares zu ersparen, aber er stieß auf gänzliche Verständnislosigkeit.

„Na schön, aber was hat das . . ."

„Ja, zum Teufel", unterbrach ihn Bailie fast drohend, „wollen Sie etwa behaupten, nicht von Mister Howard erfahren zu haben, daß er in Begleitung seiner Schwester reist?"

Quintaras überraschtes Gesicht war ihm Antwort genug. „Also nicht", stellte er fest und wußte im gleichen Augenblick, daß Howard mit dieser Verheimlichung keine Absicht verfolgt, sondern daß er Peggy in diesen letzten Stunden einfach vergessen hatte. Und was mußte Howard in diesen Stunden durchgemacht haben, daß er Peggy vergaß!

(Fortsetzung folgt.)

Ryau-Hakusai:

Wünsche.

Aus den „Erzählungen des Alten".

Die nachstehende Geschichte enthält alte japanische Weisheit, die der japanischen Jugend zu Nutz und Frommen erzählt wurde. Sie hat aber gewiß überzeitlichen und übernationalen Wert. Die Verdeutschung besorgte Paul Enderling.

Der Alte sprach: An den wahren Satz, daß man kein Sklave seiner Wünsche werden soll, erinnerte mich eine Geschichte, die ich neulich las.

In China lebte vorzeiten ein kluger, begabter Mann, der aber so sehr der Verführung unterlag, daß er um Haus und Hof kam.

Arm wie ein Bettler, floh er die Gemeinschaft der Menschen und irrte in der wolkenverhangenen Gebirgseinsamkeit umher. Dort setzte er sich auf ein Felsstück und sann über sein Leben nach.

Er war nahe daran, sich der Verzweiflung zu überlassen, als ein schneehaariger Greis in einem Blätterkleid gespensterhaft auf ihn zuschwebte.

Der Greis prüfte ihn aufmerksam und sagte dann: „Ich war einst dein Mitschüler", und als der andere vor ihm in die Knie sank, fuhr er stirnrunzelnd fort: „Einst hast du wie ich über des Lebens Inhalt und Gesetz nachgesonnen. Aber dein wankelmütiges Herz war stärker als du und brachte dich an des Abgrunds Rand.

Ich dagegen bezwang mein Herz und lebte nach dem heiligen Gesetz; so ward ich ein Geist, mit übernatürlicher Macht ausgestattet, dessen Willen nichts hienieden widerstehen kann. Folge meinem Beispiel: ändere deinen Sinn, denke beständig an das Gute und trachte danach, wunschlos zu leben!"

Als der Mann begriff, daß dieser Geist mit göttlicher Macht begabt sei, begann er, in — wenig aufrichtige — Tränen auszubrechen: „Ich leide bitterlich Hunger und Durst. Erhabener Geist, denke an die Freundschaft, die uns einst verband! Habe Mitleid und gib mir etwas, womit ich meinen Hunger stillen kann! Ich wäre dir zeitlebens dafür dankbar!"

Der Greis lächelte: „Du bist wie der Kieselstein im Ofen, und leidest so wegen der Begehrlichkeit deiner Sinne. Für diesmal will ich aber deinem Wunsch willfahren."

Er rief laut: „Hamu!" und allsogleich erschienen Säcke mit Reis, vier- bis fünftausend an der Zahl.

„Mit diesem Reisvorrat" — sprach er zu dem Mann — „kannst du dein ganzes Leben auskommen. Man sagt: wer alles hat, wünscht nichts mehr. So wirst auch du jetzt hoffentlich wunschlos sein."

„Euer Wohltun erdrückt mich fast" — sagte der andere — „doch habe ich noch eine geringe Bitte. Ihr habt mir wohl Reis in Hülle und Fülle gegeben, aber er nützt mir wenig, da ich keine Speicher habe, ihn zu verschließen. Wenn du es vermagst, schaffe mir auch diese!"

Der Geist rief ärgerlich: „Könntest du dir nicht einen Speicher erbauen, du Unersättlicher, indem du etwas von diesem Reis verkauftest? Aber da ich deine erste Bitte erfüllte, will ich es auch mit der zweiten tun. Hamu!" schrie er von neuem, den Zeigefinger erhebend.

Allsogleich erstanden aus der Erde zahlreiche Speicher, die den Reis in sich aufnahmen.

„Bist du nun zufrieden?"

„Ja", sagte der Kniende freudig, „indem Ihr mir diese herrlichen Speicher erbautet, erfülltet Ihr meinen größten Wunsch. Eure Güte ist grenzenlos und erfüllt mich mit Jubel. Aber ich gebe Euch dies zu bedenken: wohl sind diese reisgefüllten Speicher ein herrliches Geschenk, aber brauche ich nicht eine Wohnung? Würden die Menschen nicht, wenn sie den Reis und die Speicher sähen, das Wohnhaus vermissen und den großen Geist der Nachlässigkeit zeihen? Es wäre mir schmerzlich, wenn man dergleichen von Euch spräche!"

„Ich muß mich schon deinen Wünschen überlassen, wie man auf hohem Meer sich dem Schifflein anvertraut, das unser Schicksal trägt."

Wieder rief er „Hamu!", den Finger erhebend, und allsogleich erhoben sich prächtige Häuser, voll Schmuck und Glanz, schön wie der Palast des Mikado.

„O Dank! Tausend Dank!" rief da der Mann, mit der Stirn neunmal den Boden berührend. „Reis und Speicher und diese Wohnung — da bleibt mir wahrlich kein Wunsch mehr. Und doch — wird man nicht über einen Toren lachen, der soviel besitzt und nicht ein Kupferstück sein eigen nennt? Denkt darüber nach! Wenn Ihr mir noch dies bewilligt, erhabener Geist, wenn Ihr mir fünf oder sechs Kasten voll Gold und Silber und drei oder vier Behälter mit Kleidung aller Art spendet, dann habe ich keinen Wunsch mehr; und keine Bitte will ich an Euch richten, die größer wäre als ein Härchen eines neugeborenen Kindes!"

Anfangs war der Greis sprachlos vor Zorn. Dann dachte er bei sich: Ich habe diesem Menschen schon so viel geschenkt, daß ich auch noch dies für ihn tun kann; dann wird seiner Wünsche Ziel erreicht sein.

„Hamu!" rief er denn, wieder den Finger erhebend; und allsogleich erschienen große Kasten, angefüllt mit Gewändern, Gold und Silber, vier- bis fünftausend an der Zahl.

Bei diesem Anblick senkte der Mann sein Antlitz tief zur Erde und stammelte unter Freudentränen: „Dank! Dank!"

Da lächelte der Geist und sprach: „Ist dein begehrlicher Sinn nun zur Ruhe gekommen? Oder wollen noch neue Wünsche ihr Haupt erheben?"

Ohne sein Antlitz empor zu wenden, flüsterte der andere: „Ihr sagt es! Aber es sind nur kleine Bitten, die nichts bedeuten gegenüber dem Gold, Silber, den Gewändern, den Speichern und Palästen."

Stirnrunzelnd fragte der Geist: „Was sind dies denn für kleine Bitten, die gar nichts sind, gegenüber dem Gold, Silber, den Gewändern, den Speichern und Palästen?"

Säe nur!

Kein Boden, der nicht Früchte brächte.
Sä' nur! Und harre in Geduld!
Und klagst du an die Schicksalsmächte,
Ob eines Lebens voller Tränennächte,
Glaub' mir: dein eigen Herz hat Schuld!

Der vorstehende Spruch wird dem Japanischen Kaiser Tenchi zugeschrieben, der von 668—672 n. Chr. Geb. regierte. Dieser Mikado ist in seiner kurzen Amtszeit dadurch volkstümlich geworden, daß er monatelang als kleiner Bauer lebte, um das harte Leben seiner Untertanen kennen zu lernen.

„Etwas, was all Eure bisherigen Wohltaten und Gunstbezeugungen in den Schatten stellen würde: gibt mir Euren erhabenen Zauberfinger!"

Da fuhr der Geist grollend empor und beschloß, den Unersättlichen zu verderben ...

Die Menschen sind alle wie dieser Mann: sind sie reich, streben sie nach größeren Schätzen, bis sie an ihrer Habsucht zugrunde gehen.

Das menschliche Leben hat seine Grenzen; wenn man es nun in den Dienst von Wünschen und Begierden stellt, die keine Grenzen haben, kann dann je die Ruhe bei uns einkehren?

Das Wort, das der Geist jedesmal rief, wenn er den Finger erhob, war ein seltsam Wort: „Hamu" entspricht unserem Wort: „Hälfte". Versteht ihr nun. Nichts hienieden ist vollständig. Wer aber sich mit dem Halben zu begnügen weiß, dem wird dies Halbe zum Ganzen werden! ...

Blutsbande.

Der Vater war aus dem Osten des Reiches, wo die weiten Ebenen sind und in den Nächten das geheimnisvolle Raunen schlafender Ritter und Ordensleute zu hören ist, ein Stück weit nach Westen gekommen, der Sonne nach, und wo er nun in Amt und Würde kam, dort führte er die Frau heim, die er liebte. Er besaß den Blick von Seeleuten, von Fischern und Kapitänen, die nach Schweden hinauf gesegelt waren, und dann hatte er auch den barschen, kurz angebundenen Ton der Soldaten, der in jenem Lande seit langem den Männern eigentümlich ist. Dort, wo er sein Leben verbringen sollte, rauschten braune Weizenfelder am Eichenhain, und der Zungenschlag der Mädchen war hier gefälliger als weit oben, wo schon eine östliche Stumpfheit die Herzen verschloß. Bevor jedoch das erste Kind zur Welt kam, warf es den jungen Beamten ins Rheinland und hier krähte ich an einem Ostermorgen tapfer drauf los.

Die Verhältnisse brachten es mit sich, daß ich niemals weder in den Osten kam noch in jenen südlichen Teil an der Flanke des Reiches — aber stets hat mich in meinem Leben mehr die Sehnsucht nach der Heimat der Mutter als nach der des Vaters erfüllt und hungrig gemacht. Daran mag es liegen, daß ich die Züge des Vaters nicht trug und auch von seiner Art nichts abbekommen hatte als dies: auf den Straßen der Verzauberung still zu wandern und den Pulsschlag des Lebens an der eigenen Herzwand klopfen zu spüren. Hier am Rhein wuchsen Berge aus der Erde, grüne Hügel, bedeckt mit steinigen Getreideäckern und moosigen Waldgründen. Hier härtete Industrie nicht das Antlitz der Landschaft, hier war man arm und auf sich selbst gestellt, aber eine stolze Wahrhaftigkeit leuchtete über dem Lande.

Erst als ich Soldat wurde, entließ mich das Rheinland nach dem von Meeren gebundenen Holstein, und nun hatte ich die Heimat der Mutter dazwischen liegen. Ich konnte an Daheim nicht denken, ohne jene im Sonnenbrand zitternden Kornäcker überfliegen zu müssen — dort wurzelte meine Sehnsucht, Erinnerung, aus verschütteter Kindheit angeweht. Hier oben hörte ich den Schall der Meere, ich kostete ihren salzigen Brodem, fühlte erregend ihre Kraft, mit dem Blick des Ostseefischers konnte ich über das grüne, glasige Wasser schauen, in Tiefe und blaujubelnde Höhe. Zerrissene Fäden verknüpften sich, alte Erlebnisse wurden wach. Auf dem Marsch, wenn wir das Gewehr geschultert und den Stahlhelm aus der Stirn geschoben hatten, erregte mich die klirrende Geschäftigkeit fahrender Ritter, die mit kreuzbesticktem Mantel ins gelobte Land zogen. Ich war Templer, Fischersmann und Pflügender in einem. Ich hielt Heerschau über meine Ahnen, hier im Geruch der See, im Anhauch der Stürme, die von dort kamen, wo ich einst gewesen war, vor Hunderten von Jahren.

Im Manöver fügte es sich, daß unser Regiment just auf die Stoppelfelder befohlen wurde, über die einst Blick und Liebe meiner Mutter geeilt waren. Aber ich kannte kaum die Namen der Höfe, auf denen meine Verwandten sitzen mußten, und ich litt unter einer Beglückung, die deshalb schmerzlich war, weil ich ohne Anruf und Erkennen an meiner Sippe vorbeizuhasten fürchtete; denn plötzlich und viel stärker als dort oben an der See überkam mich die Gewißheit der Zugehörigkeit: Hier wurde ich, hier ging das Schicksal vieler Menschen in mein Blut ein, hier in dieser Erde schliefen die, denen ich mein Leben dankte.

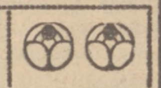
Bei der ersten Gelegenheit nannte ich vorüberziehenden Bauern den Mädchennamen meiner Mutter, ob er ihnen vertraut sei, und siehe, die Sprache, in der man mir antwortete, war so sehr die Sprache meiner Erinnerung, daß ich vor Freude bald aufgeschrien hätte. Und dann sagte ich auch, wer ich sei. „Kieck es ... Heithus Lienken ehr Söhn!" Es wurde noch manches hin und her gesprochen, und ich erfuhr genau, wo der Hof meiner Sippe lag und wie es dort bestellt war.

Am nächsten Tag, der dienstfrei war, fuhr ich hin. Ich freute mich unbändig. Es war ein herrlicher Spätsommertag, klar und blank, wie er in meiner Vorstellung lebte. Es begegnete mir nichts Fremdes. Mir war, als wäre ich oft diese Wege gegangen. Ich kannte den Wald, der sich vor mir auftat, ich prüfte den Duft und die Windungen des Flusses, ob sie die gleichen wären, und ich tauchte mit meiner ganzen Seele so in diese Landschaft ein, daß mir die Gestalten und Vorgänge aus Erzählungen meiner Mutter unerhört lebendig wurden. Ich sah die Russen ins Land einfallen, Schweden und französische Söldner ... Heere wogten auf und ab ... der große Napoleon. Dürre und Hagelschlag, Flamme und Mord, Auswanderung und Heimkehr aus Amerika, Gerechtigkeit und Zorn. Alte vergilbte Tagebuchblätter raschelten in meinen Händen. Ich wußte alles. Ich war mit dieser Erde schicksalhaft verwandt, nie würde ich sie von mir abtun können.

Da lag der Hof. Breite hohe Mauern, Eichen und grüner Rasen, das rote Haus. Ich ging hinein. Ein großer Wolfshund knurrte mir entgegen. Wohlhabenheit hatte hier Platz. Hier war alles Form und Ursprung, in Jahrhunderten hatte sich scheinbar nichts verändert. Einer Magd wollte ich bedeuten, wer ich sei und daß ich den Hof zu besuchen gekommen wäre, mitdem trat aber eine junge Frau in die Küche, nahm ein Brot aus der Schürze und legte es hin ... Einen Herzschlag lang betrachtete sie mich, der ich schweigend dastand. Dann ging sie auf mich zu, die Hände vorgestreckt, ihre Augen forschten erschreckt und dennoch erstaunt in meinen Zügen. Sie ahnte wohl, daß ich nicht einer Auskunft wegen so schweigend ihres Wortes harrte. Sie, die da stand, erst neugierig entflammt, dann lächelnd und plötzlich voll einer jugendlichen Liebe, sie war — meine Mutter. Dieses Gesicht lebte in mir. Ich erschrak darüber, wie wundervoll genau jeder einzelne Zug zu erkennen war, und ich wußte nun auch, daß wir niemals aneinander hätten vorüberhasten können. Wir kamen aufeinander zu, die Hände der Frau fanden meine Schulter. „Du büst Lienken ehr Söhn?" Ich nickte. Ich war daheim. Und dann stürzten ihr Tränen ins Auge, sie legte ihren Kopf an meine Schulter und sagte still: „Blaut — dat trecket!"



Bunte Chronik



Ist Greta Garbo unbeliebt?

Eine Popularitätsstatistik führender Filmdarsteller, die auf den Erfahrungen amerikanischer Kinobesitzer und Geschäftsführer fußt, bietet uns Europäern manche Überraschung. An der Spitze amerikanischer Filmlieblinge und „Kassenfüller" marschiert nach wie vor Shirley Temple, der Kinderstar, ohne den keine der in Amerika so beliebten Kindervorstellungen zu denken ist. Der zweitbeliebteste Star, Clark Gable, muß sich mit ¾ der Popularität Shirleys begnügen. Als Dritter erscheint Robert Taylor, der über Nacht zum Publikumsliebling aufstieg und dessen kürzliche Europareise eine einzige Flucht vor seinen hartnäckigen Verehrerinnen wurde. Zwischen bei uns ganz unbekannten Radiostars steht dann Sonja Henie, das „Häseken", als Nr. 8 in der Rangliste der Popularität. Überraschend weit zurück liegen Greta Garbo trotz ihres Welterfolges als „Kameliendame" und Claudette Colbert, deren graziöser Film „Pariser Bekanntschaft" ihren Ruhm gerade befestigte. Aber beide Künstlerinnen sind wohl zu hintergründig für den seichten amerikanischen Durchschnittsgeschmack.

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.